

FAMILIENMENSCH



eine Familie bedeutet mir viel. Ich brauche meine Familie in meiner Nähe, meine Frau Gitti, unsere drei Burschen, meine Eltern. Neben der Auffahrt zu unserem Haus steht ein Schild: »Dahoam is', wo dein Herz is'«. Wir wohnen am Rande von Schliersee, einem gemütlichen Ort, typisch Bayern, knapp siebentausend Einwohner. Wie viele Rindviecher es gibt, ist mir nicht genau bekannt. Hinter Schliersee fängt Österreich an, und es geht hoch in die Alpen. Der See hat den Ort berühmt gemacht, und vielleicht auch ich, weil ich auch nach den olympischen Goldmedaillen nicht fortzog und wir hier unser Museum eröffnet haben. Schliersee war für meine Familie und mich immer unser »Dahoam«, etwas anderes stand nie zur Debatte. Wir haben nicht mit dem Gedanken gespielt, nach Kanada zu gehen, nach Südtirol – die Heimat meiner Frau – oder zumindest in einen anderen Ort, in dem wir mehr Ruhe gehabt hätten oder dem Trubel entkommen wären. Die Entscheidung, in meinem Geburtsort zu bleiben, war eine der wichtigsten in meinem Leben. Sie fiel bewusst.

Für mich ist es von Bedeutung, mit der Heimat verwurzelt zu sein. Ich mag meine Heimat. Sie bedeutet mir viel, und ich mag es, ihre Bräuche

und Traditionen zu pflegen. Ich mag es aber auch, auf Reisen zu gehen, andere Menschen und Kulturen kennenzulernen. Diese Neugierde habe ich nie abgelegt, und noch heute gibt es für mich nichts Schöneres, als in einem Boot durch Myanmar zu reisen, mit einem Hubschrauber durch Kamtschatka zu fliegen oder eine befreundete Musikergruppe in Kiew zu besuchen. Heimat, der Begriff hat für viele in unserem Land einen seltsamen Zungenschlag, und nach unserer Geschichte ist das auch mehr als verständlich. Ich denke, dass jeder Mensch eine Heimat braucht und einen Bezug zu ihr. Unsere Welt wird immer schnelllebiger, immer hektischer, immer unübersichtlicher. Zumindest ist das Gefühl der meisten Menschen so, angesichts eines Überangebots an Informationen und Möglichkeiten. Der technologische Fortschritt geht voran. Er ist ein Segen. Er kann aber auch ein Fluch sein, wenn Menschen sich verlieren, wenn sie sich abgehängt fühlen. Wenn sie denken, dass sie keine Heimat mehr haben.

Bei den Begriffen »Heimat« und »Bayern« denken viele sofort an Schweinshaxe, Lederhose, Gamsbart und bestimmt auch an das »Jodeldiplom«. Ich finde eben, dass einen bayrischen Mann nichts besser kleidet als seine Lederhose. Warum also sollte ich sie ausziehen, als ich Olympiasieger oder Weltmeister wurde? Um auszusehen wie alle anderen? Um herumzulaufen wie ein Berliner oder ein Hamburger? Und wieso sollte ich mir meinen Akzent abgewöhnen? Ich denke, dass es möglich ist, beide »Welten« zu leben. Mag sein, dass mancher etwas genauer hinhören musste, weshalb man in einer ZDF-Sendung dann den Hinweis »Originalton Süd« einblendete. Na und? Mein Akzent gehört eben zu mir, und so wenig, wie ich mich für irgendjemanden verkleiden werde, möchte ich mich für irgendetwas verstellen. Für mich bedeutet das Bekenntnis zu meiner Herkunft auch ein Stück Selbstbewusstsein. Freiheit ist in meinem Leben etwas ganz Wichtiges.

Der Begriff von »Heimat« ist bei uns auch deshalb oft negativ besetzt, weil er missbraucht wurde. »Heimat« ist für mich nichts Rückständiges. Heimat hat nach meinem Empfinden nur wenig mit Herkunft zu tun, Heimat ist für mich eher ein Gefühl. Ich mag Schliersee. Ich mag daran

aber auch, dass der Flughafen Franz Josef Strauß nur eine gute Autostunde entfernt ist. Die eigene Heimat zu schätzen heißt nicht, dass der eigene Horizont an der nächsten Bergwand endet. Im Gegenteil. Ich liebe meine Heimat und versuche, ihre Eigenheiten zu pflegen. Für mich gehört zur Heimat aber auch dazu, sie für andere Menschen liebenswert zu machen. Kulturelle Unterschiede sind etwas Feines.

Hier möchte ich schon ein Beispiel erwähnen, das im späteren Verlauf des Buches ausführlich beschrieben wird. Der vielleicht schönste Sommer für meine Familie war es, als junge Menschen aus der ganzen Welt für ein Vierteljahr zu uns ins Museum kamen. Mein Freund Bobby Dekeyser unterhält eine Stiftung, mit der er junge Menschen fördert. Junge Leute aus den verschiedensten Kulturen kamen zu uns nach Schliersee, um mit uns gemeinsam einen Hof aus dem 17. Jahrhundert aufzubauen. Sie kamen aus Nepal, Indonesien, von den Philippinen, aus Nigeria, Indien, Ruanda, Uganda, aus den USA, Mexiko und der Schweiz. Einige waren noch nie aus ihrem Land herausgekommen, andere hatten noch nie Schnee gesehen. Schon am ersten Tag spürten wir eine Herzlichkeit und ein Miteinander, das uns allen viel bedeutete. Wir wurden die besten Freunde, sehen uns seither regelmäßig wieder. Ein weltweites Netzwerk entstand.

Ich werde manches Mal darauf angesprochen, was ich von der Flüchtlingszuwanderung halte. Ich denke, dass Menschen immer gewandert sind, getrieben vom Wunsch und dem Traum, ein besseres Leben zu haben. Auch wir Deutschen, auch wir Bayern; Migration gibt es, solange es Menschen gibt, und das ist auch gut so. Problematisch für Migranten empfinde ich es nur, wenn die Regeln, die in einem Land gelten und auf die sich eine Gesellschaft geeinigt hat, nicht mehr akzeptiert werden. Was ich nicht nur auf Flüchtlinge beziehe, sondern auch auf Menschen, die in eine neue Region ziehen und sich nicht anpassen wollen. Können Sie sich vorstellen, dass jemand per Gericht das Läuten von Kirchenglocken verbieten wollte? Oder dass jemand in die Nachbarschaft eines Bauernhofes zog, um sich dann über Kuhglocken und das Krähen des Hahns zu beschweren? Ich hielt es auch erst für einen Scherz.

Wer in der Welt unterwegs war, vor allem in Ländern, in denen es den Menschen nicht so gut geht, der lernt zu schätzen, was wir haben. Ich versuche, der Stiftung meines Freundes Bobby zu helfen, der auf der philippinischen Insel Cebu Menschen von einer Müllhalde in ein für sie gebautes Dorf im Urwald umsiedelte. Es sind die Ärmsten der Armen, Menschen, die ein Leben unter Bedingungen fristen, die wir nicht einen Tag aushalten würden. Inmitten des Unrats geht es ums Überleben: Krankheiten, Mangelernährung, Feuer, tollwütige Hunde und Bulldozer bedrohen vor allem die Kinder. Es ist ein Elend, das einen überwältigt und extrem deprimiert. Es lässt einen mit seiner Gewalt, dem Gestank und der Hitze beinahe verzweifeln. Und dennoch: Mich haben die Begegnungen und Gespräche mit diesen Menschen fasziniert (ihnen ist ein Zwischenkapitel gewidmet). Man bekommt von ihnen so viel zurück. Es soll nicht belehrend klingen, doch ein Besuch solcher Umgebungen würde manchem, der bei uns immer etwas zum Mosern und Schimpfen findet, guttun.

SPECKI

20

Unser Haus am Rande von Schliersee ist ein alter Bauernhof aus dem 15. Jahrhundert, den ich mithilfe meiner Eltern hierhin transferiert habe. Wir sind mit dem gesamten Gebäude umgezogen, einige Kilometer weit, in den Schatten der Schlierseer Hausberge, der Brecherspitze und des Jägerkamps. Ein Haus zu versetzen, ist im Prinzip nichts anderes als ein sehr großes Lego-Spiel. Nur sind die Klötzchen größer und werden genau nummeriert. Ich habe ihn erst abgebaut und dann wieder aufgebaut, mit der Unterstützung von Freunden, meinem damaligen Trainer und Servicemann. Es war kurz vor den Olympischen Spielen von Calgary und kurz, nachdem ich mir in Japan bei einem schweren Sturz in einem



»Heimat hat nach meinem Empfinden nur wenig mit Herkunft zu tun, Heimat ist für mich eher ein Gefühl.«